

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 25 (1945-1946)
Heft: 1

Artikel: Spittelers hundertster Geburtstag
Autor: Bohnenblust, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-159287>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich desinteressierende Großblock-Politik? Viertens: wird die beginnende Wandlung des Bolschewismus und seine Enthaltung von internationaler Propaganda von Dauer sein?

Auf der *Beantwortung dieser europäischen Fragen* ruht die Sicherheit dieser neuen amerikanischen Außenpolitik, die schon in San Francisco eine erste Probe zu bestehen hat.

Spittellers hundertster Geburtstag

Von Gottfried Bohnenblust

In diesem gewaltigen Frühling jährt sich zum hundertsten Male der Geburtstag des Dichters, der den Olympischen Frühling geschaffen.

Weder der Abgrund der Not noch der Jubel der Befreiung, die rings um uns tosen und die kein lebendiges Herz hart und kalt lassen, können uns hindern, uns die hohe Gestalt Spittellers zu vergewärtigen und uns dem starken Zauber seines Wortes hinzugeben.

Aber ist es in des Dichters Sinn, wenn wir seinen Tag in froher Feier begehen? Hat er nicht in den Lachenden Wahrheiten die Alters- und Datenjubiläen befiehlt und jene faule Schillerfeier aufsergötzlichste verspottet?

Sollen wir den Meister des Paradoxons ehren, indem wir seiner ihm zum Trotz gedenken?

Gemach. Jene Warnung liegt auch uns im Ohre. Aber wir haben den Dichter auch an seinem siebzigsten und fünfundsiebzigsten Geburtstag gesehen: in ernster Gehobenheit des Herzens, in unvergeßlichem Tone empfing er die Bestätigung, daß er seinen Eltern unter der grünen Erde keine Schande gemacht. Das war ja nicht zu allen Zeiten allen andern so gewiß gewesen wie ihm selber: der Stimme seiner Seele hatte er lang genug allein vertrauen müssen: nur der goldne Mund der Zukunft hatte verheißen, was die Gegenwart verschwieg. Nun aber war die Zukunft Gegenwart geworden: der Dichter lauschte, horchte, vernahm und dankte. Was er haßte, war die hohle Verbeugung vor Bildern, die man am Abend schon verleugnet und vergessen hat. Was er liebte, war echte freie Teilnahme an einem großen Schicksal: Achtung vor der aufrechten Persönlichkeit, Freude an dem ursprünglichen Werk.

Ihnen aber hat der leibliche Tod nichts anhaben können.

So hat Spitteler selber Kellers an seinem hundertsten Geburts-

tag in Luzern huldigend gedacht: durchaus unabhängig, durchaus aufrichtig. Und auch der Hohn über hohlen Schillerkult geht ja in das Lob des wahren Schiller aus.

Wohl ist es wahr, daß der Ruhm, der dauert, ohne Eile zu nahen pflegt. Die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsamen Schrittes. So wird es dabei bleiben, daß bei der Geburt großer Menschen nicht mit Kanonen geschossen wird. Das geschieht nur bei Kindern, die vielleicht einmal eine ererbte Krone tragen. Wer weiß, was die andern werden: Herren der Erde, Fluch des Menschengeschlechts, Segen des Landes, Befreier des Geistes, Tröster der Herzen, Helfer in der Not? Echte Frucht muß reifen, echter Ruhm wird nicht erträumt und nicht erzwungen. Vor Prometheus dem Sieger steht Prometheus der Dulder. Posaunen und Flöten warten, bis das Leben erwiesen, ob und wie das Ende besser war als der Anfang.

Auch wo der Gang durch Wolken und Wetter auf den Gipfel schöpferischen Lebens geführt, wollen wir den Menschen nicht vergöttern und nicht vergötzen. Bis an sein Ende ist Spitteler nicht müde geworden, vor der Vergötzung Goethes zu warnen: was hätte er zu der seinen gesagt! Die Wende des ersten Jahrhunderts im geistigen Dasein eines Menschen fordert uns auf, zu wägen. Vieles wird gewogen und zu leicht erfunden. Aber echtes Gewicht bewährt sich. In der Dauer des Werkes wird der Sinn des Lebens zum Segen des Geistes.

Echtes Gedenken führt immer wieder zum Werk zurück. Albrecht von Hallers hundertster Todestag und sein zweihundertster Geburtstag haben zu vertiefter Forschung und reicherer Darstellung Anlaß gegeben; auf jene erste Feier ist Hirzels vorzügliche Biographie und kritische Ausgabe gefolgt. Gotthelfs hundertster Geburtstag hat den großen Ansatz zur ersten kritischen Edition durch Ferdinand Vetter hervorgerufen: wertvoll in sich und zugleich Vorspiel zu dem nun glücklich vollendeten Werk Rudolf Hunzikers, Hans Blöschs und ihrer Mitarbeiter. Gottfried Kellers hundertster Geburtstag hat auf die wissenschaftliche und volkstümliche Beschäftigung mit seinem Werke die schönste Wirkung gehabt; von Conrad Ferdinand Meyer, dessen Deutung und Wertung eben die entscheidende Krise überstanden hatte, läßt sich dasselbe beweisen. Gerade darin hat sich die Echtheit solcher Feier zu erwahren. Wahre Dichter sind weder das Eigentum einzelner Menschen noch einzelner Kreise, Parteien, Stämme oder Länder. Sie formen ihr Bild des Lebens, seiner Qual und seines Sieges für alle offenen Augen, für jedes offene Ohr, für jedes fühlende Herz. Wir haben dafür zu sorgen, daß es ihnen nicht vorenthalten bleibe.

Im Falle Spittellers hat es die Eidgenossenschaft als Ehrenpflicht erachtet, das Werk des Dichters in einer gesamten Ausgabe dem Volk und der Welt für immer zugänglich zu machen.

I.

Leben und Werk Spittellers sind einmalig. Eben dadurch sind sie zum Gleichnis geworden.

Die frühe Reife der Persönlichkeit und die Spätreife des Werks verbindet den Dichter mit Gotthelf, Keller und Meyer. Aber Gotthelf und Keller leben in einer rein germanischen Welt. Spitteller setzt den Humanismus Conrad Ferdinand Meyers auf eigenem Wege fort. Die welsche Schweiz ist ihm nicht nur grundsätzlich, sondern unmittelbar Heimat wie die deutsche: die germanische, die lateinische, überhaupt die europäische geistige Welt ist ihm bunt-einheitliche Fülle. Er hat nicht nur mehr als alle großen Schweizerdichter vor ihm von der Welt gesehen: er ist in Sprache, Haltung, Urteil der Auslandschweizer großen Stils auch in der Heimat geblieben. Aber der äußern Beweglichkeit im Leben des Wandrers Prometheus steht ein stahlharter Dauerwille gegenüber. In künstlerischem Spiel ist schon das Kind zu Hause. Die Künstlerluft des hellen Liestaler Pfarrhauses wird ihm zum zweiten Paradies. Musik und Malerei locken: beide scheinen unerreichbar. Da verschwört sich der Siebzehnjährige der Poesie. Das zweite autobiographische Werk, die noch nicht gedruckte Fortführung der Frühesten Erlebnisse, das «Entscheidende Jahr», läßt uns den Weg aus dem Glück hoher Liebe durch Ahnung, Trauer, Vision, Verzweiflung zum Entschluß des Jünglings mitgehen.

Jäh erwacht, steht die geistige Persönlichkeit da: Spitteller ist überzeugt, sein Wesen habe sich seitdem nicht mehr gewandelt. Es ist das des ursprünglichen Künstlers: unbezwingbar, unbedingt. Was der Urfreund Widmann spielend kann, will er selber der Unmöglichkeit abringen. Jahrelang mühte er sich mit seinem «Saul»; dann lenkt ihn Jacob Burckhardt in die Welt Ariosts. Epische Poesie wird ihm zur Lebensaufgabe, ob auch andere Formen der wandelnden Selbstdarstellung daneben vorgesehen bleiben. Die Tagebücher der sechziger Jahre aus Liestal, Zürich, Heidelberg und Basel zeigen eine Überfülle von Motiven, die aufgefangen, zuweilen entwickelt, vielfach auch verschlungen werden. Prometheus und Herakles stehen im Vordergrund. Aber nichts wird fertig: die Poesie ist reine Innerlichkeit; die Bilder fluten und werden nicht Werk.

Der Vater, biederer Achtundvierziger, Staatskassier, Richter und Kaufmann, tüchtig, bodenständig, aber kunstfremd, fordert die Wahl eines Berufes: des Sohnes Berufung ist ihm kein Beruf. Manches wird versucht, auch das juristische Studium auf des Vaters Bahnen. Nichts gelingt. Und wie nach heftiger Krankheit der Jüngling den

Freund mit der verehrten jungen Tante, seiner «Eugenia», verlobt findet, verliert er alle Hoffnung, sich in solcher Welt zurecht zu finden. Allein der Wille zum Dichtertum ist ihm geblieben. Ihn will er unter allen Umständen retten. Er flieht aus dem Vaterhaus und irrt wie der Dionysos des Olympischen Frühlings durch den kalten Frühwinter. In Luzern wird er, aus dem Gebirge wiederkehrend, von Freunden aufgenommen. Er findet das Vertrauen allmählich wieder und findet sich ein Jahr darauf heim. Der Vater erlaubt ihm, Theologie zu studieren, so unverständlich ihm der Wunsch ist und so gut er die Gefahren voraussieht. Aber jeder Entschluß soll ihm recht sein, der die Zukunft des Sohnes sichert.

Die Wirrnisse dieser Jahre verhüllt den Einen Grundtrieb: aber er bleibt und setzt sich durch. Die Unterweisung bei Vater Widmann hat zur ersten Erschütterung geführt: die Drohung des Paulus, die unwürdig genossenem Abendmahl gilt, stürzt den Knaben in metaphysische Angst, dann aber in Grimm und Groll. Eine jugendlich pantheistische Phase wird bald überwunden. Daß der Dichter die Theologie nur gewählt habe, um «den Feind kennen zu lernen», ist vereinfachte Erinnerung. Auch das geliebte Pfarrhausidyll reicht nicht aus, die sechs theologischen Jahre zu erklären. Spitteler hat in Zürich, Heidelberg und Basel alle wesentlichen Richtungen damaliger Theologie von Biedermann bis Overbeck, von Schultz bis Schweizer kennen gelernt. Auf den Spuren des Junghegelianers Biedermann tut er den «ersten großen Schritt ins Christentum»; es geschieht im Sinn einer fortschrittsfrohen, zielzuversichtlichen Anschauung von Geschichte und Religion. Freilich zeugen die Tagebücher und Briefe dieser Jahre schon von einer mächtigen Gegenströmung, die bald übermächtig wird. Wohl hat Spitteler in Basel seine theologischen Prüfungen bestanden: auf die Ordination erfolgte auch die vorläufige Wahl als Pfarrer von Langwies in Bünden. Aber angesichts der eignen Kanzel bricht doch der Glaube an eine mögliche «Akkommodation» an das Amt zusammen: Spitteler folgt einem fernen Ruf als Erzieher im Hause des finnischen Generals Standertskjöld in Petersburg.

Spitteler hat ausdrücklich betont, wer die Aufrichtigkeit seines freilich subjektiven Christentums anföchte, täte ihm Unrecht. Er glaubte aus Sehnsucht und Willen den Glauben schaffen zu können, wie seine Sehnsucht den Willen zur Dichtung geschaffen hatte. Seine theologischen Arbeiten zeigen sein Ringen um einen wahrhaften Bund unmittelbaren religiösen Erlebens mit dem geschichtlichen Christentum. Aber immer höher wächst im Zeichen Schopenhauers und Jacob Burckhardts aus frühen eignen Visionen der radikale Pessimismus, den der Dichter auch im Urchristentum findet, aber allmählich von dessen Heilsglauben trennt. Heil ist ihm allein im Dienst der Seele,

die seine strenge Herrin wird, unerkennbar in ihrem tiefsten Wesen, aber zwingend durch ihre Ursprünglichkeit, Schöpferkraft und Schönheit.

So ist das Ende des langen Kampfes der Sieg des Prometheus: die Seele behält Recht gegen alles äußere Gesetz, selbst gegen Gott, der freilich nicht mehr liebende Allmacht, sondern trostloser Schöpfer einer verlorenen Welt ist: ein Gott, nicht Gott.

Aller Monismus ist von da an zugunsten eines unbedingten Dualismus aufgegeben, der Weltbild und Dichtung beherrscht. Welt und Seele, Zwang und Freiheit, sichtbare und unsichtbare Welt, Zeus und Apoll stehen sich unvereinbar gegenüber. Das Verhältnis zur Religion ist ästhetisch, das Verhältnis zur Poesie religiös geworden.

Dieses Urerlebnis kehrt in allen Gestalten und Wandlungen wieder. Auch die ältesten und fernsten Namen bergen des Dichters eigene Erfahrung. Die sittliche Deutung der Kunst als eines edeln Helfertums hat die Brücke von der religiösen Welt zur mythischen Dichtung geschlagen. Allmählich genügt sich die Welt der Bilder dann selber: ist sie in sich vollkommen, so wird sie von selber erschüttern, läutern, erheben.

Nach der Rückkehr aus Rußland, nach dem Erlebnis der «Imagopassion» war dem Dichter im fünfunddreißigsten Jahr die Vollendung des schon in Heidelberg geplanten Prometheus gelungen. Aber der Weg zur hohen Zeit ist weit und schwer. Das hohe Lied der Seele bleibt ohne Widerhall. Ein schmaler Pfad führt erst allein, dann zu zweien, endlich zu zweimal zweien durch Schule und Zeitung, durch viel Entsagung und Bitternis, viel Zwischen- und Lernwerk in die eigne Höhe, die der Wille immer gewollt und die Seele endlich gewonnen. Der Sechzigjährige hat den Olympischen Frühling vollendet. Der Siebzigjährige hat erfahren, was ein Einsiedler des Geistes seinem Volk in wirrer Stunde sein kann. Der Fünfundsiebzigjährige empfängt eine Huldigung, wie sie keinem unserer Dichter vor ihm geworden, und der Nobelpreis fügt das Zeugnis der Weltgeltung zum Dank der Heimat.

Aller Umweg ist Weg zum Ziel geworden. Das bezwungene Schicksal ist schwer genug gewesen: gewisse spielerische Züge im Bilde des Mannes und selbst des Greises können uns darüber nicht täuschen. Aber das Bild ist Wort, das Wort Werk geworden. Apoll der Entdecker ist seines eignen Landes Herr. Und die Worte, die Apoll am Ziele seiner Fahrt vernimmt, gelten dem Dichter, der sich auf seiner Höhe selbst begegnet:

«Du hasts geglaubt, das zeugt, daß Adel in dir wohne.
Du hasts gewollt, das spricht, daß Heldenmut dich stählt.
Du hasts gekonnt: du bist aus Tausenden erwählt.»

II.

Spittelers gedenken wir um seines freien Geistes, um seines freien Mutes und um seines freien Werkes willen.

Wir stehen ihm in freier Ehrerbietung und mit ehrerbietiger Freiheit gegenüber.

*

Am freien Geiste ist uns der positive Gehalt das Wesentliche. Der Geist allein schafft Freiheit: auch das Nein hat seinen tiefsten Sinn im überlegenen Ja.

Spitteler ist die ursprüngliche Persönlichkeit inmitten einer dichten Gesellschaft, die jeden Schritt vorschreibt, verfolgt und richtet. Keiner geschichtlichen Richtung, keinem vorgedachten System hat er sich unterworfen. Atem, Wort und Tat haben seinen eignen Rhythmus. Auch seinen Pessimismus nennt er autochthon: in der Tat, was Schopenhauer erfahren und gedacht, hat Spitteler erfahren und gedichtet.

Manches hat er mit manchen gemein, die vor und neben ihm gedacht und gedichtet: aber alles entspringt aus dem Grund seiner Seele, alles dient ihr allein.

Spittelers Reich der Werte ist durch den tiefen Dualismus von Welt und Seele beherrscht. «Der Weltenwerte höchste heißen Form und Schein»: was darunter ist, das ist vom Übel, ist aus Unheil geboren und fährt heillos dahin. Diese Worte sind oft gescholten worden; man hätte nicht übersehen sollen, daß hier von der äußern Welt die Rede ist. Von ihr gilt, sie sei zwar nicht gut, aber wenigstens schön: auf ihrer Höhe zum mindesten, in der vollendeten menschlichen Erscheinung, die der Dichter nur leidlos und unsterblich zu denken braucht, um sie göttlich zu heißen. Im freien Bilde reicht die zwangvolle Welt ans reine Reich der Seele. Hier beginnt des Dichters wahre Welt: denn die Seele ist vom Zwang unbezwungen, ob auch nicht unberührt. Sie kommt von weitem her, dauert, weht und schafft. Sie ist die Herrin, streng, aber herrlich; von ihr stammt, was hilft und heilt: auch im Prometheus will der Dichter sie als die Heldin verstanden wissen. Was der sichtbare Held ist, ist er durch sie und für sie. Dank ihr rettet er das Werk des Geistes auf Erden, dank ihr kann er, der die Gotteskinder gerettet, auch die verlorne Seele des Bruders wiederbringen. Die Tat des Prometheus ist die fruchtbare Herrschaft seiner Seele.

Wie hat man solche Kunde Materialismus heißen können! Der Dichter ist so weit entfernt, alle Welt aus roher Masse abzuleiten, daß ihm nur das Reich der Seele wahre Wirklichkeit, nur der Wert des unsichtbaren Reiches wahrer Wert ist.

Des irdischen Todes ist die Seele nicht Herr: sie selber aber stirbt nicht. Sie ist die Königin des Reiches Allerseelen. Mag zwi-

schen Herz und Stein der Stein die Schlacht gewinnen: die Seele geht nicht mit dem Herzen unter.

Wohl läßt dieses Weltbild des Dichters Fragen offen. Dem christlichen Glauben gegenüber hat Spitteler nicht wie Schopenhauer die ethische Verwandtschaft, sondern vor allem den dogmatischen Gegensatz betont. Dabei sind bestimmte geschichtliche Formen des Ausdrucks stärker zum Rechte gekommen als der lebendige Kern, der das Wesen birgt. Auch von goethischer und kellerscher Weltfrömmigkeit ist hier wenig übrig geblieben: sie ist Spitteler nicht zum Erlebnis geworden: wie hätte er sie aussprechen sollen? Hier strömt nicht Lebenslust aus allen Dingen, dem kleinsten wie dem größten Stern, ist alles Drängen, alles Ringen nicht ewige Ruh in Gott dem Herrn. Hier ist alles Leben Leid, alle Macht böse, aller Tod Erlösung. So seufzt die Weisheit: das Herz aber liebt das Leben, hält an ihm fest, lächelt bis zuletzt.

Dieses tapfere Lächeln ist des Grauens liebliches Widerspiel: die Schwere der Welt hebt es nicht auf. Das Buch der Sibyllen, das Weltenklagebuch, der Berg des Automaten sind furchtbare Bilder. Alles sagen sie nicht: aber wer wagt zu behaupten, unsre Erde habe in all den Jahren, durch die wir wandern, nicht oft genug an all diese Bilder gemahnt? Ist das Buch des Lebens nicht oft noch furchtbarer gewesen als das Buch des Dichters?

Eins aber bleibt: Mögen Form und Schein, mag Schönheit der Weltenwerte höchste heißen, der Seelenwerte höchste heißen Zuversicht, Güte, Wahrhaftigkeit, heißen Glaube, Liebe, Hoffnung. Spitteler hat sie erlebt und verstanden, wie es ihm gegeben war: in seinem Sinn hat er sie nicht verleugnet.

Die Seele ist zwar nicht von der Welt, aber in der Welt. Woher sie sei und ihren Reichtum habe, wird nicht gefragt. Aber wo sie leuchtet und liebt, hat die Welt aufgehört, verflucht und völlig heillos zu sein. Das Licht leuchtet in der Finsternis: und hebt es sie nicht auf, so durchdringt es sie doch.

So steht der freie Geist vor uns: vorbildlich in seiner unerbittlichen Wahrhaftigkeit vor allem, was ihm Wahrheit war, in seiner mutigen «Wahrheitseifersucht», vorbildlich auch in seiner Achtung vor fremder Freiheit. Gern erinnere ich mich seines Wortes kurz vor seinem Tode, angesichts gemeinsamer Erinnerungen aus dem Jugendland erscheine ihm der Gegensatz unserer Weltanschauung nebensächlich. Er sah ihn als was er war, nicht als weniger, nicht als mehr. Es ist in der Tat möglich, in geschichtlichen Formen höchster innerer Erfahrung viel mehr Wahrheit zu finden, die sich in Sinnbild und Gleichnis offenbart. Uns ist an allen Gestalten der Gehalt, nicht die Grenze das Wesentliche, wie wir uns denn auch nicht an diese Grenze gebunden wissen. Auch

Spitteler kannte die Grenzen der Menschheit; darin wenigstens kam er mit Goethe überein, samt allen, die sie vor ihm erfahren. Er bekannte, was ihm wahr war: unbedingt, rückhaltlos. Darin jedenfalls bleibt er über alle Einheit und allen Gegensatz hinaus der vorbildliche freie Geist.

*

Vorbildlich bleibt auch sein freier Mut. Er quillt aus dem freien Geiste, aber er ist mehr. Spitteler empfand es als Grenze Jacob Burckhardts, daß er ein mutiger Erkennen, aber nicht ein ebenso mutiger Bekenner gewesen sei. Hier mag Alter, Temperament und Geschmack mitgesprochen haben: am Ende sind wir ja über Burckhardts Weltbild so gut im klaren wie über das Spittelers. Aber das Wort zeigt, wie die Erkenntnis für den Dichter verpflichtenden Charakter hatte. Stünde jede Seele allein, gäbe es nicht wesentliche Gemeinschaft, so wäre solcher Glaube sinnlos. Bürgermut bei einem so unbürgerlichen Menschen: das ist nicht eine alltägliche Erfahrung. Spitteler anerkennt keinen Massenzwang, keinen Massenwillen, keinen Massenwahn. Er kennt keinen Aberglauben an Macht und Zahl. Er bedarf keiner Rückversicherung, um mit heller Stirn seine Wahrheit zu sagen. Ein Mann, ein Wort. Er spricht, bekennt, überzeugt: ganz unbyzantinisch, oft burschikos, ohne alles Bonzementum. Darin liegt etwas Urschweizerisches. Und die Freiheit des Urteils, die Weite des Blickes wollen wir auch nicht unschweizerisch heißen.

Das großartigste Beispiel dieses freien Mutes bleibt seine Schweizerrede von 1914. Sie hat einen ungeheuren Sturm heraufbeschworen: bis heute dauern die Wirkungen. Bis heute bleibt Spitteler um dieses eidgenössischen Wortes willen aus mancher Geschichte deutscher Dichtung ausgeschlossen. Er sprach aber nicht aus Haß gegen Menschen, sondern aus Liebe zur Heimat und zur Menschheit. Er wußte, was er tat. Er wußte auch, was er opferte. Aber er sah die Gefahr für Freiheit und Einheit des Vaterlandes. So folgte er der Einladung der Neuen Helvetischen Gesellschaft. Er sagte, was zu sagen war. Er litt, was zu leiden war. Und nach dem Sturm ging ihm die große Sonne auf.

«Fais ce que tu dois, advienne que pourra»: nie haben wir das Wort schöner vernommen als in und nach jener Rede, die heute wahr ist wie am ersten Tag.

*

Der freie Geist, der freie Mut dienen dem freien Werke.

Aus dem Bruch mit aller Epigonie ist das Genie heil hervorgegangen. Ursprüngliches Erleben schafft sich seine eigene Form. Nicht irgend ein Stoff in irgend einer Form, unverbindlich als Spiel oder Kunststück vorgeführt, sondern eigenes Leben in eigenem Gleichnis

dargeboten. Denn — so schreibt der junge Spitteler dem Urfreunde: «Was geschieht, geschehe vom ganzen Menschen».

Nur so wird der wesentliche Gehalt der Persönlichkeit gestaltet. Nur so wird er zum Sinnbild der schöpferischen Kraft des Zeitalters. Nur solches Werk macht Epoche. Nur solche Dichtung dauert.

Nicht in jedem Wort, nicht in jedem Werk ist diese höchste Forderung voll erfüllt. Der Weg vom Windesrauschen des jugendlichen Rhythmus zur monumentalen Plastik der hohen Zeit, von der frühen Rhapsodie zur bewußtesten Tektonik des Alters ist weit. Unverstanden und ohne Widerhall, hat der Dichter erst recht seinen Weg gehen wollen: er führt ihn in extramundane Fernen. Da bequemt er sich, zum Berg zu gehen, der nicht zu ihm kommen will. Er lernt in den Zwischen- und Lernwerken, was die Meister des poetischen Realismus können und die Herolde des Naturalismus verkünden. Er dringt in die Welt, der nicht Musik die Urkunst, sondern Poesie Form- und Farbenwonne ist.

Er wagt es, seinen Gegensatz in sich aufzunehmen und die Synthese der bildenden Kräfte in sich zu erzeugen. Mag Prometheus Proteus scheinen: der Lyriker, der Erzähler, der Kritiker, der Redner ist auf dem Weg zu sich selbst. Am Eigenwert des Gustav, des Conrad, am Reiz der Schmetterlinge und der schönsten Balladen wird kein Kenner zweifeln. Aber der Künstler wird immer noch, was der Dichter *ist*. Endlich sind beide Eins geworden.

Sein eigentlichstes Werk gibt der große Erzieher in seiner eigentlichsten Form. Nach der Vollendung des Olympischen Frühlings erzählt Spitteler, schon mit zweiundzwanzig Jahren, als Heidelberger Student habe er gewußt, daß epische Poesie seine Lebensaufgabe sei. Ausschließlich hat er sich ihr selten gewidmet: während der Prometheus entstand, fast völlig, während des Olympischen Frühlings einige Zeit ganz. Bald aber taucht Imago auf und läuten die Glockenlieder. So ist das Epos Spittellers eigentliche, aber nicht einzige Form. Er schafft Gestalten aus Urtypen und Urmächten: so verwirklicht er im «Personalepos» seinen Fund einer modernen Mythologie, die nicht überkommene, sondern unmittelbare Anschauung darstellen, symbolisch, nicht historisch sein solle.

Das Epos hat das Vorrecht, alles in lebendige Bewegung zu verwandeln. Es singt nicht Gefühle, es erzählt freies, seliges Leben über den Grenzen der Menschheit. Denn ob alles Leben, von der Höhe gesehen, traurig heißt: alles Reich der Seele, in Freiheit geschaut und genossen, ist lebendige Herrlichkeit des Urquells, des Urbilds, des Urlieds.

Der reine Künstler will nicht dichtend lehren. Aber weil im ganzen Menschen auch der Denker wie der Seher und der Sänger lebt,

deutet er, indem er dichtet. Er will erfreuen, erquicken, erheben. «Im Grunde sollte alle Kunst fröhlich sein». Formt er auch eigenstes Leben, erzählt er im Grunde immer sich, so ist doch ureignes Gleichnis auch außerhalb seines Wurzelreiches sinnvoll, bedeutsam und verständlich. Es ist nicht verbindlich, aber es verbindet. Die Seele vernimmt nicht nur, was aus ihrem Grund erwachsen: sie reicht hinab und hinauf in das Reich Allerseelen. Jedes Werk, in dem eine Seele dauert, sagt mehr als es sagt, sagt mehr als es weiß.

Im Meisterwerk, dem Olympischen Frühling offenbart sich das tragische Grunderlebnis in aller Farbenpracht reifer Kunst. Der dunkle Ton war der allererste: später betonte der Dichter ausschließlich die olympische Herrlichkeit seines Frühlingsliedes. Auch hier muß der höchste Held, um Macht und Liebe betrogen, sein Reich jenseits dieser Welt gewinnen. Aber er schüttet Licht und Leben rings um sich, so wenig er den Grund der Welt wandeln und die Macht des Todes brechen kann.

Das Heldentum des Geistes, der Adel der Seele leuchtet aus diesem Epos. Überlegne Meisterschaft dient dem Lied, das aus dem Urleid steigt. Der Meister der Form ist der selbe, der erst sein Schicksal gemeistert. Gewiß, im alten Epos hallten Tat und Schicksal ganzer Völker fort. In neuern Zeiten, in denen sich Persönlichkeit und Gemeinschaft freier zueinander verhalten, wird auch möglich, ein Epos der Persönlichkeit zu wagen. Persönlichkeit ist aber in all ihrem Eigenwillen für Spitteler nicht Macht an sich, nicht wilder Wille zur Macht, sondern freie Seele und schaffender Geist.

Auch unser Dichter weiß auf der Höhe seines Lebens, daß ohne freies Volk kein freier Mann wachse. Er vergißt auch nicht, daß ohne freie Männer kein freies Volk dauert. Es ist keine Persönlichkeit ohne Gemeinschaft und keine Gemeinschaft ohne Persönlichkeit.

III.

Das hohe Alter unsres Dichters bleibt eine wohltuende Erinnerung. Wie lang hatte er grimmig nach außen geworfen, was in ihm wühlte! Wie mußten es die Menschen büßen, daß sie die Gabe der Pandora verkannten! Nun erst wird ihm bewußt, im Grunde sei er nie unglücklich gewesen: inwendig in ihm habe es ja immer geleuchtet. Nun findet er im Gefühl erfüllten Werks die Versöhnung mit seinem Schicksal:

«Wär eines Menschen Herz von Wermut übervoll,
Wenn ihn ein bleibend Werk, das er geschaffen, krönt,
So grollt er nicht, er ist mit aller Welt versöhnt.»

Je mehr ein Mensch für die Zukunft getan, desto heller leuchtet ihm die Vergangenheit.

«Nachleuchten» ist dem Dichter der höchste Anspruch an ein

Werk, der oberste Maßstab des Urteils. Dauer im Licht will ein Werk, wenn der Mensch schwindet, der es geschaffen. Auch Prometheus hört seinen Namen vom Engel Gottes über Berg und Tal verkünden, und die Jahrhunderte in ihrem stummen Lauf heben das Haupt und schauen nach dem Namen auf.

Nur was nachleuchtet, leuchtet vor.

Wir wissen nicht, was für Augen, Ohren, Geister und Seelen in künftigen Jahrhunderten dieses Werk vernehmen werden: was sie mitbringen, was sie erwarten, was sie bedürfen, was sie aufnehmen und würdigen werden.

Uns aber geht eine sichere Leuchtkraft von diesem größten Paradox unsres Geisteslebens aus, dem Verfechter des persönlichen Urrechts in höchst unpersönlichen Zeiten, dem Dichter des Dennoch in der Welt des Urleids, dem Meister hoher Kunst inmitten müden Formzerfalls.

Aber Widerspruch und Widerspiel werden eigner Spruch und eignes Spiel. Trotz um des Trotzes willen ist leere Freiheit: volles Werk wächst nur aus erfüllter Freiheit. Die Unbedingtheit der Seele ist die Unbedingtheit der Sendung. Ist sie erfüllt, so wandelt sich selbst der Fluch zum Segen.

Nicht jeder hat sich als Künstler zu erfüllen. Die Welt muß auch erhalten und verwaltet sein: das sichert nicht zuletzt die Freiheit des Gestalters. Da schafft ein Mann ein Gesetzbuch rechten Rechtes: dort erneut einer die Erziehung aus dem Geiste der Liebe: dort führt ein freier Mann ein freies Volk: dort heilt einer den gequälten Leib oder die wahnverfolgte Seele. Aber ist der Künstler nicht der Mensch schlechthin, nicht einmal der schaffende Geist schlechthin, so ist doch der wahre Künstler das offenbarste Gleichnis quellhaften Daseins. Sei jeder, was er ist, wie Spitteler Dichter war: so werden wir erfahren, was die Kraft des Dennoch auf Erden vermag.

Auch vor diesem Dichter ist Dankbarkeit das reinste Gefühl. Sein Leid ist unverloren: es ist zum hohen Lied geworden. Er haßte alle Kunstfron: er wollte erfreuen. Er haßte alle Unfreiheit: wir würden ihm übel danken, wenn wir unsre Freiheit vor ihm verlören. Aber auch unsre Freiheit soll nicht die hohlen Trotzes, sondern die fruchtbaren Erfüllung sein. Das Dennoch des großen Ich leuchtet dem großen Dennoch vor, das die Tage, denen wir entgegen gehen, von uns allen fordern werden.

Und Aurora hebt die Hand,
Spricht den Segen übers Land:
«Was vergangen, sei vergeben.
Wer da glaubt und hofft, wird leben.
Was da faul ist, das muß fallen.
Gruß von Gott den Mutigen allen.»